IMAGINEM TIBI FACIETUR - DIR WIRD EIN BILD GEMACHT

ZIVILRELIGIÖSE IKONOGRAPHIE UND INSZENIERUNG DES BEGEHRENS

Text: *PD Dr. Georg Lämmlin* und Christine Wenona Hoffmann
Theologische Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

*Zoltan Dunai, Obama 2009 Öl auf Fabrianopappe 40 x 19,5 cm courtesy the artist**

Die Wechselwirkung und gegenseitige Beeinflussung von Kunst und Religion ist schon seit Jahrhunderten Streitpunkt und Diskussionsbasis in der westlichen Gesellschaft. Steht Religion einerseits für Nichtdarstellbares, dessen Verbildlichung sogar gegen göttliche Regeln, wie der des Dekalogs, verstößt, diente sie andererseits, als Fundgrube der Inspiration für tausende Künstler und ist über lange Zeit größter, großzügigster und treuester Geld- und Arbeitgeber von allen gewesen. *In der Mediengesellschaft wandern christlich-religiöse Bildmotive wie das letzte Abendmahl, die Madonna mit Kind oder die Erschaffung des Menschen durch den göttlichen Funken aus dem Kontext religiöser Kommunikation in die Bildwelten der Werbesprache ein, die religiösen Motive der Hingabe und des Opfers werden in Filmen ikonographisch bebildert, und die Metaphorik christlich-religiöser Sprache (Paradies, Himmel, Vertrauen, Hoffnung, Glaube) wird in der Werbung mit Bildern unterlegt, die voll religiöser Anmutungen stecken. Heutzutage, in Zeiten der „Krise" und des religiösen „Revivals" gewinnt Religion als Element gesellschaftlicher Kommunikation wieder neu an Einfluss und Bedeutung. Was für die Werbung selbstverständlich ist, erreicht auch die Ästhetisierung des Politischen: Es geht um eine Ikonographie und Inszenierung des Begehren, die Personen und politische Botschaften mit religiöser Bedeutsamkeit auflädt.*

Religion wird in der Zivilgesellschaft im Kontext politischer Prozesse und Kampagnen bedeutsam und aktiv in Kommunikationsstrategien genutzt, wie etwa von Barack Obama in seiner Wahlkampagne und bei der Amtseinführung, aber ebenso in deren medialer Rezeption. Als Obama am 20. Januar dieses Jahres öffentlich sein Amt als der 44. US-Präsident antritt, erinnert die Szenerie an manchen Stellen eher an ein religiöses Happening denn einen politisch so bedeutsamen Akt. Obama ist für viele ein Kämpfer, ein Märtyrer, ein zweiter Martin Luther King, für manche sogar ein Messias – eine Ikone, ein Bild. Barack Obama stellt für viele die personifizierte Hoffnung dar, ist Projektionsfläche für alles, was „besser sein könnte". Er ist der neue Heilsbringer, der die Menschen versteht, da er „einer von ihnen" ist. Aber ein Politiker als religiöse Ikone in unserer Zeit? Dass der 2005 verstorbene Papst Johannes Paul II. dies erfüllte, mag Zustimmung finden. Man muss nicht nach Rom fahren um sich mit

Heiligenbilchen und ikonographischen Darstellungen von ihm einzudecken, das geht mittlerweile am einfachsten über das Internet. Doch einer der wichtigsten Männer der Welt, der höchste Politiker des Landes der Unabhängigkeit und der unbegrenzten (auch religiösen) Möglichkeiten? Ein Blick auf seinen Amtsantritt genügt um den Verdacht nachhaltig zu stützen. Umrahmt von zwei Predigten, erklärt er selbst in „the God given promise“ zu handeln. Hierbei spielt keine Rolle wie Obama selbst „es mit der Religion hält“, ob er vor dem Essen betet, oder sonntags in die Kirche geht. Aus seiner Darstellung und Präsentation heraus wird deutlich: Gott hat seine Finger mit im Spiel auf seinem Weg zur Präsidentschaft. Ohne Gott geht es nicht; diese Botschaft rückte im Zuge des US-Wahlkampfes und darüber hinaus massenhaft ein in die Bilderwelt, auch und gerade an beiden institutionellen Enden des Kunstdiskurses.

Zwei Beispiele aus dieser Bilderflut sind ausreichend, zu illustrieren, wie die Botschaft als Motiv Einzug hielt in die Projektionsflächen der Bildsprache. Einerseits in folkloristisch zitierenden Darstellungen, wie sie etwa eine Arbeit des in München lebenden Dekorateurs Zoltan Dunai zeigt, in der die mit Obama verbundene Botschaft mit dem visuellen Selbstverweis einhergeht. Daneben jene Arbeit des amerikanischen Street-Art-Künstlers Shepard Fairey, in der die Obama-Darstellung das außerhalb des Dargestellten Liegende zitiert. Faireys Bild wurde von Obamas Wahlkampfteam in die offizielle Kampagne aufgenommen. Mittlerweile hat er eine siebenmonatige Retrospektive im Institute of Contemporary Art (ICA) in Boston hinter sich, und nicht nur das: Während der Amtseinführung Obamas zeigte er in einer Zusammenarbeit seines Unternehmens „Obey“ mit einer Mediengruppe und der Washingtoner Galerie Irvine Contemporary die Ausstellung „Manifest HOPE:DC“ über die Rolle von Kunst und Künstlern in der Obama-Bewegung; Fairey selbst wurde inzwischen zum meinungs¬bildenden Mann der Öffentlichkeit ausgerufen.

Bilder von Barack Obama sind eine Fundgrube der Darstellungs- und Gestaltungsvielfalt. Auch der Bezug zu Martin Luther King ist zumeist klar. Zwar blickt Obama in Shepard Faireys Darstellung „nur“ hoffnungsvoll ins Weite und von King ist nichts zu sehen, doch inkarniert Obama ihn, er steht für die bevorstehende Erfüllung des „Traumes“. In seinem Auftreten, seinem Redestil, knüpft er immer wieder an den Märtyrer der Neuzeit King an, tritt seine Nachfolge, seine Wiederauferstehung an. Wird die schon längst überfällige, ersehnte Gerechtwerdung der Unterdrückten und Verkannten in ihm endlich real? Die Stilisierung Obamas zum change-agent für eine bessere Welt verlief und verläuft über eine klar religiöse Ikonographie, wobei auch in einem volkstümlicheren Kontext abseits des institutionellen Kunstdiskurses die Darstellung messianischer Erweckungszüge in allem Offensichtlichen stets das untergründig Beherrschende ist. *Im Bild des Künstlers spiegelt sich die Sache, wie sie sich im Auge des Betrachters dargestellt findet, ja, wie sie doch wohl für das Auge des Betrachters dargestellt wird, gerade auch dann, wenn sie in der „Realität“ nicht unmittelbar religiös aufgeladen wird (im Falle Obamas im Gegensatz zur explizit religiösen Rhetorik seines Vorgängers!). Der „messianische Charakter“ darf sich keineswegs über den Selbstanspruch des Protagonisten, er kann sich nur über die (religiös aufgeladene) Rezeption vermitteln. Er braucht die zivilreligiöse Resonanz.*

Handelt es sich hier also immer noch „nur“ um einen politischen Akt? Wohl kaum. Das Phänomen religiös unterlegter öffentlicher Kultur kann nach Hermann Lübbe zumindest im christlich-abendländischen Raum in der wissenschaftlichen Betrachtung als Zivilreligion benannt werden. Eine für diese religiöse Erscheinungsform grundlegende Voraussetzung ist die strikte Trennung von Kirche und Staat. Dies scheint im krassen Gegensatz zur religiösen Inszenierung Obamas zu stehen, doch das Gegenteil ist der Fall. Gerade durch die strikte Trennung von Staat und Kirche ist es wieder möglich geworden, religiöse Motivik für politische Zwecke zu verwenden und damit eine bestimmte Haltung zum Ausdruck zu bringen – trotz der Erfahrung des grauenhaften Bildmissbrauchs in diktatorischen Propagandamaschinerien, derer unsere jüngere Geschichte uns gemahnt. Und auch wenn es den Anschein hat, Religion sei in der westlichen Welt nicht mehr von Belang, so ist doch der Wiedererkennungswert eines religiös konnotierten singulären Ereignisses nicht zu unterschätzen. Wenn auch bisweilen der Eindruck entsteht, sie werden je nach argumentativem Belieben im öffentlichen Diskurs allzu inflationär bemüht, sind die Verwurzelungen christlicher Werte in unserer Gesellschaft im Kern tatsächlich nicht einfach wegzuradieren. Immerhin sind die sogenannten „Gottes-Klauseln“, der vielleicht deutlichste zivilreligiöse Bezug in Deutschland, in den Präambeln des Grundgesetzes und einiger Verfassungen der Länder noch immer zu finden.

Shephard Fairey, Obama Hope 2008 courtesy Obey Giant Art

Aber noch einmal auf Obama zurückkehrend: Die mediale Messianisierung macht mitnichten an seiner Person Halt. Die Heilige Familie hält wieder Einzug in die Köpfe, und diesmal nicht nur zur Weihnachtszeit. Denn auch die Frau des von Gott inspirierten Heilsbringers und Hoffnungsträgers ist eine besondere Person. Sie ist in den Medien zu einer Vorbildmutter, einer Vorbildfrau stigmatisiert worden. Trägt die medial als ihr Vergleichsparameter überstrapazierte Carla Bruni Züge der zum Ernst konvertierten Maria Magdalena, so hat das frühe 21. Jahrhundert in Michelle Obama die neue Madonna gefunden: Eine toughe, umfassend gebildete, selbstbewusste Frau, die trotz aller Fortschrittlichkeit die liebende, fürsorgliche Mutter verkörpert. Es war denn auch dieses Bild der Frau an seiner Seite, das die mit einer vielbeachteten Retrospektive im New Yorker New Museum geehrte Porträtistin Elizabeth Peyton zur Vorlage wählte, als das W Magazine sie um das Porträt bat; nach Obamas Wahlsieg wurde es medienwirksam in die Retrospektive aufgenommen. Treffend zeichnet sie dieses Bild, ohne ihn hinein zu holen: Michelle Obama hat mütterlich, fürsorglich ihre Tochter Sasha im Schoß liegen, lauscht während einer Wahlkampfrede ihrem Mann – ihr aufmerksamer Blick verrät ihre Konzentration angesichts der verkündeten Herausforderung. Deutlich geworden scheint, dass es recht irrelevant ist, wie Familie Obama selbst religiös eingestellt ist. In ihrer Funktion als Präsidentenfamilie ist das Bild klar. Sie sind eine heilige, religiöse Familie. Die Frage wie eine aufgeklärte, moderne Welt zu Bedürfnissen nach solchen Bildern kommt, drängt sich nahezu auf. Anders formuliert, warum springt sie darauf an? Wohl weil es in dem Werteverständnis unserer (westlichen) Gesellschaft noch immer klare Vorstellungen davon gibt, wie das Bild einer guten, „perfekten" Familie aussieht, wie der gute Mensch zu sein hat. Diesen Vorstellungen muss sich nur noch angepasst werden.

Fernsehen und Internet ermöglichen eine hautnahe Anteilnahme an emotional und religiös aufgeladenen Ereignissen, sei es die Amtseinführung Obamas oder der Tod von Prinzessin Diana von Wales. Beide haben/hatten nicht nennenswert viel mit Religion zu tun und doch werden sie in höchstem Maße in einem religiösen Kontext inszeniert. Der Mensch braucht Vor-Bilder, Idealbilder, Bilder an denen er sich orientieren kann. Dabei geht es vorerst nicht um die religiös mitschwingende Botschaft. Es geht nicht darum, dass Obama nur auf Grund seiner Religiosität, oder der Befriedigung religiöser Bedürfnisse potentieller Wähler, Zuspruch findet. Es geht um die Stilisierung des guten Menschen, ein Prozess, der auch heute, sechzig Jahre nachdem Bertolt Brecht unter dem Eindruck des zweiten Weltkriegs die Suche dreier Götter nach einem guten Menschen in Sezuan und die Frage nach menschlichem Gutsein im wirtschaftlichen Zwang immer wieder überarbeitete, nichts von seiner polarisierenden Aktualität eingebüßt hat. Es geht um Menschen, die etwas bewegen, Hoffnung und Zuversicht spenden, Visionen geben. Εικόνα, im zivilreligiösen Zusammenhang als ein Abbild dessen, wie wir uns den guten Menschen vorstellen. Ein solches Bild ist auf absehbare Zeit nicht von religiösen Prägungen freizumachen.

Die religiöse Ikonographie des „guten Menschen" erhält in der Zivilgesellschaft eine bedeutsame Rolle für die gesellschaftliche Integration. Sie transportiert eine gemeinsame Werthaltung von Fürsorge und Verantwortlichkeit, von Power und Respekt, die sich über die Metaphorik der Bilder vermittelt, ohne dass eine diskursive oder gar konfessionelle Basis dazu notwendig wäre. Man muss nicht gläubiger Katholik sein, um die Madonnen- Ikonographie der fürsorglichen Mutter zu rezipieren und die darin zum Ausdruck gebrachte Wertschätzung und Idealisierung zu teilen. In diesem Sinne fungieren religiös aufgeladene Bilder als Zivilreligion, die den gemeinsamen Wertekanon abbildet und fundiert, ohne selbst in ihrer religiösen Grundierung und Farbgebung „durchsichtig" zu sein. Allerdings erfolgt mit dieser zivilreligiösen Kanonisierung zugleich eine Trivialisierung der Bildwelten, in der nicht nur der religiöse Gehalt, sondern auch die ästhetische Spannung zunehmend aufgelöst wird und am Ende gegen Null tendiert. Die Ikonen, sei es der Madonna oder des göttlichen Geschöpfes, spiegeln dann den modernen Menschen in seinem Selbstverhältnis. Davon geht aber keine Irritation und keine produktive Dynamik mehr aus: Im Bild ist der moderne Mensch ebenso still gestellt, wie er sich im Stahlgehäuse des modernen Lebens ohnehin erfährt: Ohne jeden Ausgang aus der Selbstbestimmung. Die trivialen Bilder aber decken zu, dass das treibende Motiv und die treibende Kraft auch des modernen Menschen nicht in seiner diskursiv abgeschotteten Selbstbestimmung liegen, sondern in der Kraft des Begehrens und in der Erfahrung des Scheiterns, in der Gewalt der Verzweiflung und im schwachen Band der Hoffnung, die uns „nur um der Hoffnungslosen willen" gegeben ist.

Wo aber begegnet dem modernen Menschen ein nicht triviales Bild von sich? Wer neuerdings im Musée d'Orsay an der Nahtstelle zwischen Impressionismus und Realismus der Ikonographie der Moderne auf die Spur kommen möchte, wird unversehens von einem ästhetischen Schrecken getroffen. Er tritt

vor ein Bild mit dem unverfänglichen Titel „Der Ursprung der Welt/L'origine de monde" und blickt – geschockt, angezogen, ertappt, fasziniert – in den offenen Schoß einer Frau. Das Bild von Gustave Courbet, 1866 als Auftragsarbeit für den ägyptischen Diplomaten und Kunstsammler Khalil Bey entstanden, hängt seit 1995 im Musée d'Orsay und wird dort eigens von einer Aufsichtsperson bewacht: Der Betrachter – der vor diesem Bild in einer Weise zum „männlichen Betrachter" wird, dass hier die maskuline Form angebracht erscheint – betrachtet also mit dem abgebildeten „Objekt der Begierde" zugleich dessen gesellschaftliche Kontrolle! In den Begriffen theologischer Lektüre erscheint hier ein Urbild des „sündhaften Begehrens". Die Geschichte dieses Bildes illustriert auf die schönste Weise, wie das Begehren in der modernen Gesellschaft aufkommt, verdrängt und versteckt, aufgedeckt und analysiert, transformiert und schließlich ausgestellt wird. Aus dem Privatbesitz des Auftraggebers ausgeschieden, in den Wirren des 2. Weltkrieges irgendwo verloren gegangen, tauchte es nach Kriegsende auf dem französischen Kunstmarkt auf, schamhaft versteckt in einem Doppelbild. Schließlich erstand es der Psychoanalytiker und Philosoph Jacques Lacan – der in seinen Seminaren und Schriften dem Begehren auf der Spur war – für sein Landhaus, wo es wiederum mit einem „Deckbild" versehen wurde: Die Umrisse des Gemäldes in eine Landschaft übersetzt, das Begehren hinter den Schleier der „Natur" verborgen.

Dieses Bild nun bildet den modernen Menschen nicht in trivialer Verflachung ab. Es zeigt zunächst, Kopf und Gesicht bleiben verdeckt, eine „Entsubjektivierung" der Person. Das gilt aber nur für die äußere Ebene, denn die Geste der abgebildeten sowohl, als auch die provozierte Haltung des Betrachters sind Ausdruck einer radikalen Subjektivierung: Das subjektive Begehren in seiner radikalen Nacktheit. Inszeniert wird es als männliches Begehren, das sich progressiv auf die Zeugungsfähigkeit (und möglicherweise auch auf eine Dialektik von Macht und Unterwerfung) richtet, und zugleich rückwärts gewandt ist, regressiv auf die Rückkehr in den Schoß der Mutter, den Ursprung der Welt, blickt. In diesem Kräftespiel wird das moderne Subjekt zerrieben: Unfähig zu einer äußeren Repräsentation, in eine Dialektik des Begehrens zwischen progressiver Bemächtigung und regressiver Auflösung eingespannt, dem Begehren zugleich hingegeben und seiner gesellschaftlichen und symbolischen Kontrolle unterworfen. Religiös ist diese Ikone gerade in ihrem dezidierten Naturalismus. Sie verweigert sich dem Mythos eines göttlichen Ursprungs der Welt und stellt ihn doch in formaler Transformation wieder her, als die Allegorie des Begehrens. Der Ursprung der (symbolisch geordneten) Welt, der Welt als Erfahrungs- und Gestaltungsraum des Menschen, lässt sich zwar – allegorisch – abbilden im Ort der Passage, durch die der Mensch „ins Licht tritt", in die Welt kommt. Erfassen aber lässt er sich nur in der spannungsreichen Ambivalenz und Dialektik des Begehrens zwischen erscheinen und entziehen, zwischen aufdecken und verbergen, zwischen zeugen und empfangen, zwischen exzessivem ausleben und asketischem versagen. Das Begehren selbst lässt sich nicht abbilden – oder vielmehr: Es ist die Abbildung, das Bild selbst. Mit den massenmedialen Bildern tritt eine zweite Spannung dazu: „Ein bisschen Obama sind wir doch alle"! Das radikale Bild wird von den trivialen Bildern der politischen und konsumistischen Zivilreligion ständig relativiert, die uns eine Erfüllung des Begehrens in Aussicht stellen, wenn wir nur erst so cool, so mächtig, so smart… wären.

Die zivilreligiöse Ikonographie lebt von den paradiesischen Sehnsüchten und Verheißungen, und sie kennt, wie die Zivilreligion selbst, nicht die Kategorie der Sünde. So erweist sie sich, im Blick theologischer Dekonstruktion, als deren Abbildung: Als die Abbildung des in seine paradiesischen Projektionen eingeschlossenen und ihnen verhängnisvoll ausgelieferten Subjekts. Und diese Abbildung legt sich wie ein Schleier über sein subjektives Begehren, das sich dann in Ausbrüchen von archaischer Gewalt Geltung verschafft. Es bleibt eingespannt zwischen Exzess und Kontrolle. Dagegen aber wird durch das Bild des nur vermeintlich sündhaften Begehrens aufgedeckt: Freiheit wäre etwas Anderes.

Abbildung Seite 58: Das Bild "Obama" entstand 2009 an dem Tag, als Obama zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt wurde. Bewusst wurde das Motiv aus der sixtinischen Kapelle (Die Erweckung Adams) als Grundlage für dieses Gemälde gewählt. Die Eingebung Gottes soll die Politik Obamas leiten, Hoffnung auf Frieden.

Elizabeth Peyton, Michelle and Sasha Obama listening to Barack Obama at the Democratic National Convention 2008 courtesy Gavin Brown's enterprise